

FELICITY WHITMORE

Die Straße der Hoffnung

DIE FRAUEN VON
Hampton Hall

ROMAN

dtv

Felicity Whitmore

Die Straße der Hoffnung

Die Frauen von Hampton Hall

Roman

dtv

Für meine beste Freundin Sarah Krebs und meine kleine
Patentochter Emilie Augustin

Prolog

Mai 1844

Victor Uman hatte sich noch nie so geschämt. Noch immer stieg ihm die Röte in die Wangen, wenn er an die letzte Nacht dachte. Es hatte ein Abend des Triumphes werden sollen, der glamouröse Aufstieg seiner Familie in die Kreise des Adels. Jetzt lehnte er sich als gebrochener Mann an den Kaminsims seines Arbeitszimmers. Dieser Bengel hatte ihn blamiert. Victor trank den letzten Schluck seines Brandys und warf das Glas in den Kamin. Es zerschellte, und die Scherben sprangen auf den Boden. Es war der sechste Brandy und das sechste Glas, das er heute zerschmetterte. Er presste die Lippen zusammen und rieb sich über das müde Gesicht. Die ganze Nacht hatte er kein Auge zugetan. Nie würde er den verzweifelten Blick seiner Tochter vergessen und den vorwurfsvollen seiner Frau. Dabei war er selbst es, dem die Affäre am meisten schadete. Hatte er doch geglaubt, durch eine Verbindung zwischen seiner Tochter und Ebenezer Hampton, dem fünften Lord of Mahony, ein geschicktes Geschäft eingefädelt zu haben. Nicht nur, dass seine Familie endlich in den alten Adel einheiraten würde und sich gesellschaftlich dadurch immens verbesserte, nein, er hatte vor allem an eine Zusammenlegung von Hampton's Mill mit seiner eigenen Fabrik Uman's Baumwollstoffe gedacht.

Früher oder später hätte er Hampton's Mill in seiner Fabrik aufgehen lassen und sich endlich die unumstrittene Führungsposition am Stockmiller Baumwollmarkt erkämpft.

Aber dieser sonst so dümmlich wirkende kleine Lord hatte ihn ausgetrickst. Monatelang hatte er ihn in dem Glauben gelassen, dass er sich auf die Hochzeit mit seiner Tochter freue, und dann, gestern, am Tag der Bekanntgabe der Verlobung, hatte er ihn abgewiesen. Die Gäste konnten nicht mehr informiert werden, die Blamage war besiegelt. Am Abend war Victor Uman vor die versammelte Gesellschaft getreten, um die geplante Verlobungsfeier abzusagen. Noch nie hatte er etwas derart Erniedrigendes tun müssen. Er hatte natürlich so getan, als könnte ihm all das nichts anhaben, aber er hatte sich zutiefst schlecht gefühlt. Und das war nur die Schuld dieses miesen kleinen Verräters Ebenezer Hampton!

Victor griff nach einem neuen Glas, füllte es bis zur Hälfte mit Brandy, stürzte die bernsteinfarbene Flüssigkeit hinunter und schmetterte auch dieses Glas in den Kamin. Aber wie viele Gläser er auch zerstörte, seine Wut und sein Hass auf den gegenwärtigen Lord of Mahony ließen nicht nach. Er würde sich an diesem Mistkäfer rächen, er würde ihn zerstören, sich seine Fabrik aneignen, koste es, was es wolle.

Es klopfte an die Tür seines Arbeitszimmers, und im nächsten Moment betrat sein Butler Darwin den Raum.

»Was ist?«, schnauzte Victor ihn an.

»Mr Scott, der Juwelier, ist wegen des Hochzeitscolliers hier«, sagte Darwin.

Victor stöhnte auf. Nahmen die Demütigungen denn kein Ende? Er hatte ein aufwendiges Collier bestellt, das seine Tochter Caroline zur Verlobung erhalten sollte, doch nun war das natürlich hinfällig.

»Bringen Sie ihn her«, befahl er und ließ sich in den Sessel am Kamin fallen.

Als Mr Scott wenig später hereinkam, hob Victor bloß die Hand und sagte in ruppigem Ton: »Vermutlich haben Sie es ja schon mitbekommen. Lord Mahony hat uns einen Korb gegeben. Sie können Ihr Collier also behalten.«

Mr Scott war mitten im Raum stehen geblieben. Jetzt trat er auf Victors Schreibtisch zu. »Ja, Sir, davon habe ich gehört.«

»Dann verschwinden Sie gefälligst«, brummte Victor, der es nicht für nötig hielt, sich aus dem Sessel zu erheben.

»Das würde ich ja gern tun«, Mr Scott hob die Schultern und setzte sich sein Monokel auf die Nase, »aber ich habe einen unterzeichneten Auftrag von Ihnen und kann das Schmuckstück nicht zurücknehmen. Ich habe die Edelsteine extra für Sie bestellt.«

»Schicken Sie sie zurück!«, rief Victor wütend und fasste sich an den Kopf, als eine Welle von Schmerz über ihn hinwegrollte.

»Ich fürchte, das geht nicht, Mr Uman.« Mr Scott hob bedauernd eine Hand und stellte den Koffer, den er in der anderen trug, vor Victor auf den Tisch. »Schauen Sie sich die hervorragende Qualität der Steine an. An so wertvolle Diamanten kommen Sie so schnell nicht noch einmal.«

Missmutig richtete Victor sich in seinem Sessel auf. Die Diamanten funkelten. Sie waren wirklich herausragend,

das musste er zugeben. »Vielleicht kann man daraus etwas anderes machen?«

»Das wäre möglich«, sagte Mr Scott und dachte eine Weile nach. »Ich habe vor ein paar Jahren aus ähnlichen Steinen eine Art Skulptur für die verstorbene Lady of Mahony angefertigt. Was wohl mit diesem Schmuckstück geschehen ist?«

Victor hielt inne. »Was genau haben Sie für die Lady angefertigt?«

Mr Scott zögerte. Offensichtlich überlegte er, ob er die Informationen preisgeben durfte.

»Sie ist tot«, erinnerte Victor ihn, er war plötzlich hellwach.

Das schien den Juwelier zu überzeugen. Bereitwillig erzählte er: »Oh, das war ein ungewöhnlicher Auftrag. Die Lady gab uns sämtliche Schmuckstücke aus Hampton Hall und auch aus ihrem Privatbesitz, und wir haben daraus eine Art Madonnenfigur geschaffen. Ein ausgesprochen wertvolles Stück. Ich war zuerst skeptisch, schließlich waren Gold, Silber, Platin und Edelsteine im Wert von mehr als einer Million Pfund darin verarbeitet. Und diese verschiedenen Materialien in einem einzigen Kunstwerk zu vereinen, war eine eigenartige Bitte. Aber Seine Lordschaft hat den Auftrag unterschrieben, und am Ende wurde es ein wunderschönes Stück.«

»Wo ist diese Madonna jetzt? Abigail ist tot und ihr Ehemann Anthony auch. Eine so wertvolle Skulptur kann doch nicht spurlos verschwunden sein.« Victor wusste noch nicht, wie er diese Informationen verwenden konnte. Vielleicht würden sie ihm ja dabei helfen, seinen Plan

voranzutreiben, Ebenezer für das, was er ihm angetan hatte, bezahlen zu lassen.

Der Juwelier hob die Schultern. »Ich habe sie Ihrer Ladyschaft im Sommer 1841 in ihre Villa Abigail's Place gebracht. Vielleicht ist sie noch in dem Haus.«

Victor nickte. Das war durchaus möglich. Und soweit er wusste, stand dieses Haus zurzeit leer. Es war zwar unwahrscheinlich, dass sich die Skulptur noch dort befand - aber in der Aufregung damals ... Wer wusste schon, was genau geschehen war? Vielleicht war dieser Schatz ja immer noch irgendwo in dem Haus versteckt.

Eine Skulptur im Wert von mehr als einer Million Pfund würde ihn für die Schmach, die Ebenezer ihm angetan hatte, wohl entschädigen, aber Victor ging es nicht um Geld. Nein, davon hatte er selbst genug. Er wollte sich nicht bloßstellen lassen, einen einflussreichen Unternehmer wie ihn ließ man nicht einfach mit seiner Tochter vor dem Altar stehen. Ihm fiel der Brief ein, der ihn vor einigen Tagen aus Richmond erreicht hatte. Sein Freund Sir Laurence hatte überaus interessante Entdeckungen gemacht. Und Sir Laurence war Wachs in seinen Händen. Ja, mit seiner Hilfe würde ihm die Rache an den Lords of Mahony gelingen.

Er lächelte Mr Scott zufrieden an und dachte: Wenn sich eine Tür schließt, dann öffnet sich doch immer eine andere.

Kapitel 1

Februar 2018

Haben Sie denn nichts geahnt?«, fragte die Ärztin, während sie mit dem Ultraschallgerät über Melodys Bauch strich.

Melody schüttelte kraftlos den Kopf. Sie lag starr auf der unbequemen Behandlungsliege. Das Gel auf ihrem Bauch war kalt und feucht. Die Geräte summten in dem abgedunkelten Zimmer, das nach Desinfektionsmittel roch. Melody war entsetzt. Ja, sie hatte sich müde gefühlt, erschöpft und gereizt. Doch das hatte sie zunächst auf ihre veränderte Lebenssituation geschoben. Die Trennung von ihrem Mann Philip, die neue Beziehung zu Dan und der anstrengende Job als Oberstaatsanwältin. Und nicht zuletzt vermisste sie ihre Töchter Mia und Miranda, die weit weg bei ihrem Vater in London lebten.

Vor ein paar Tagen hatte sie nicht mehr verdrängen können, dass etwas nicht stimmte. Ihre Periode war ausgeblieben, was sie zunächst auf den Beginn der Wechseljahre geschoben hatte. Immerhin war sie schon über vierzig.

»Für einen Abbruch ist es noch nicht zu spät«, erklärte Doktor Owen ihr gerade. »Sie sind erst in der dreizehnten Woche.«

Melody schloss die Augen. Das musste ein entsetzlicher Alptraum sein. Ein Baby? Jetzt? Das war einfach unmöglich. Sie konnte sich im Augenblick keine berufliche Pause leisten. Nachdem sie im letzten Jahr zur Oberstaatsanwältin in Stockmill ernannt worden war, hatte sie zunächst Schwierigkeiten gehabt, sich einzuleben. Ihre inzwischen fast fünfzehnjährigen Töchter lebten zwei Autostunden entfernt bei ihrem Vater, und Melody hatte Angst vor einer Entfremdung gehabt. Deshalb hatte sie einen Rückversetzungsantrag gestellt, den sie jedoch nach einer Aussprache mit ihren Töchtern zurückgezogen hatte. In den letzten Wochen hatte sie sich stark auf den neuen Job konzentriert und sich gut eingearbeitet. Wenn sie jetzt noch ein Kind bekam, würde das ihre Karriere zum Stillstand bringen.

Doktor Owen hängte das Ultraschallgerät in die Halterung und wischte Melodys Bauch mit einem Papiertuch trocken.

»Die Blutwerte sind morgen da.« Die Ärztin stand auf und schaltete das Licht wieder ein.

Melody rollte sich benommen von der Liege und starrte die ältere Frau an. Im Blick der Ärztin meinte sie den Hauch eines Vorwurfs zu erkennen. Oder bildete sie sich das ein, weil sie sich selbst vorwarf, nicht genug aufgepasst zu haben? Dreizehn Wochen. Sie rechnete hektisch nach. Das musste ganz am Anfang ihrer Beziehung zu Dan passiert sein.

Melody räusperte sich. Sie erkannte ihre eigene Stimme kaum, als sie fragte: »Wie riskant ist eine Schwangerschaft in meinem Alter?«

Doktor Owen lächelte. »Natürlich steigt das Risiko, je älter die Mutter ist. Aber Sie sind keine Erstgebärende.«

Melody nickte mechanisch.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Wenn Sie auf sich achten, sich ein wenig mehr Ruhe gönnen und mir sofort Bescheid geben, wenn Ihnen irgendetwas seltsam vorkommt, sehe ich keine Probleme.«

Melody hatte das Gefühl, gleich in Tränen ausbrechen zu müssen. Sie konnte sich keine Ruhe gönnen. Schließlich hatte sie einen anspruchsvollen Job, den sie sich hart erarbeitet hatte. Sie hörte nur halbherzig zu, als die Ärztin ihr die nächsten Termine nannte und den Mutterpass aushändigte.

Sie konnte sich kaum an die Rückfahrt nach Hause erinnern. Als sie ihr Auto am Rande des kleinen Parks abstellte, der Abigail's Place umgab, war Dans Wagen schon da. Melody schluckte. Was würde er dazu sagen? Dan hatte keine Kinder. Sie kannten sich erst relativ kurz, und Melody wusste so wenig über ihn. Wollte er Kinder haben? War er überhaupt zum Vater geeignet? Sofort fiel ihr Philip ein, der Melody vor den Augen ihrer gemeinsamen Töchter mit Emily, der Haushaltshilfe, betrogen hatte. Was, wenn Dan sich auch als Fehlgriff herausstellte? Eine solche Affäre hätte Melody Philip nie zugetraut, und ihn kannte sie immerhin schon seit vielen Jahren. Dan hingegen war sie erst vor wenigen Monaten begegnet. Wer war er? Wollte sie ihn als Vater ihres Kindes überhaupt haben?

Melody ging über den schmalen Weg zum Eingang des Hauses. Die Handwerker waren anscheinend schon nach

Hause gegangen, sie hatten die alte Villa in eine Baustelle verwandelt. Melody hatte elektrische Leitungen verlegen und eine Heizung einbauen lassen. Die letzten Monate waren so kalt gewesen, dass sie oft bei Dan übernachtet hatte, weil es in Abigail's Place eisig war. Das Haus hatte hundertsechzig Jahre lang leer gestanden, und es war ein enormer finanzieller Aufwand nötig, um das Gebäude komplett zu modernisieren. Doch inzwischen war die Villa viel gemütlicher und wärmer geworden. Nun musste Melody sie noch entrümpeln, ehe sie weitere Renovierungsarbeiten vornehmen konnte.

Nachdem sie die Haustür aufgeschlossen hatte, hielt sie einen Augenblick inne. Es roch nach frischem Putz, Mörtel und verbranntem Gummi. Darunter mischte sich der Geruch von Moder, Staub und Rauch. Plötzlich hatte sie Angst davor, Dan von ihrer Schwangerschaft zu erzählen. Wie würde er reagieren? Was, wenn er sie daraufhin verließe? Sie starrte auf die bunten Fliesen zu ihren Füßen, die seit über hundertsechzig Jahren diese Halle schmückten. Eigentlich brauchte Dan sie nicht einmal zu verlassen. Schließlich war ihre Beziehung noch in einem Stadium, in dem jeder sein eigenes Leben führte. Getrennte Wohnungen, regelmäßige Verabredungen. Zurzeit sahen sie sich eher selten, denn Dan hatte oft Bereitschaftsdienst bei der Polizei, und Melody kam immer erst spät nach Hause. Er müsste sich nur nie wieder bei ihr melden ...

Melody schüttelte den Kopf. Sie selbst hatte darauf bestanden, es langsam angehen zu lassen. Immerhin war die Trennung von Philip noch frisch, und sie wollte

sichergehen, dass nicht allein Dan der Grund dafür war. Aber jetzt? Die fehlende Verbindlichkeit lastete mit einem Mal schwer auf ihr. Melody wurde übel, als sie daran dachte, das Kind vielleicht allein großziehen zu müssen. Sie versuchte die aufsteigende Panik zu unterdrücken und atmete tief durch.

Dann rief sie nach Dan, und kurz darauf erschien sein Kopf wenige Meter über Melody am Treppengeländer. Über ihm erstrahlte das bunte Deckenfenster im Schein der Abendsonne, die das große Treppenhaus in ein warmes Licht tauchte.

»Hallo, Liebling, komm hoch, die Lampen funktionieren seit einer halben Stunde. Die Arbeiter haben den Strom freigeschaltet«, rief er. »Jetzt können wir endlich die ganzen Unterlagen aus den Kartons lesen, die deine Vorfahren hierhergebracht haben.«

Melody winkte ihm teilnahmslos zu und zog den Mantel aus. Sie war viel zu müde, verwirrt und verzweifelt, um in den alten Kisten zu wühlen, die ihre Verwandten nach dem Verkauf des Familiensitzes Hampton Hall hier in der Villa deponiert hatten.

Sie musste es Dan sagen. Aber wie? Sie stieg die Treppe hinauf bis unters Dach, wo Dan bereits auf sie wartete.

»Tada!«, machte er, als Melody eintrat. Er knipste den Lichtschalter an, und eine nackte Glühbirne leuchtete auf. »Ist das nicht der Wahnsinn? Plötzlich kann man jedes Staubkorn sehen.«

Melody lächelte halbherzig und ließ sich von ihm in die Arme ziehen.

»Schau mal«, sagte Dan und ging zu einem der vielen Umzugskartons, die im Raum standen. Er schien viel zu aufgereggt zu sein, um Melodys Verwirrung zu bemerken.

»Das hier sind alles Briefe an Ebenezer.«

Melody nickte. »Ich weiß. Auf der Suche nach Abigails Tagebüchern habe ich diese Kisten ja schon mal durchgesehen.«

Nachdem sie im letzten Herbst auf die unglaubliche Geschichte ihrer Vorfahrin Abigail gestoßen war, hatte Melody monatelang versucht, mehr über sie und ihre Familie in Erfahrung zu bringen. Sie hatte sämtliche Winkel der Villa durchkämmt und schließlich eingesehen, dass sie wohl keine Informationen zu Abigails späterem Leben hier finden würde.

»Abigail und ihr Geliebter Oliver wollten nach Amerika fliehen. In Stockmill gingen alle davon aus, dass Oliver gehängt wurde und dass Abigail aus Kummer um ihn Selbstmord begangen hat«, sagte Melody und trat neben Dan.

»Außer Ebenezer«, warf Dan ein. »Er wusste, dass seine Mutter nach Amerika gegangen war.«

»Aber um sie zu schützen, musste er jeglichen Kontakt mit ihr vermeiden. Abigail hat ihm sicher nicht aus Amerika geschrieben, die Gefahr einer Entdeckung war einfach zu groß.«

Melody hatte lange nicht wahrhaben wollen, dass ihr Abigails weiteres Schicksal für immer verborgen bleiben würde. Erst als ihr klar wurde, dass Abigail die Verbindung zu ihrer Heimat England vollkommen hatte aufgeben

müssen, um überleben zu können, hatte sie aufgehört zu suchen.

»Vielleicht sind sie damals auf der Überfahrt ums Leben gekommen«, überlegte Dan. »Schließlich war die Überquerung des Atlantiks 1842 noch sehr gefährlich.«

»Wer weiß ...« Melody zögerte. Wenn sie es jetzt nicht endlich sagte, würde sie vielleicht nie den Mut dazu finden.
»Dan?«

»Was denn?« Er zog eine dicke Ledermappe aus dem Karton und schlug sie auf. »Wahnsinn! Diese Briefe sind kurz nach Abigails Weggang an Ebenezer geschrieben worden.«

Melody wartete darauf, dass er sich ihr zuwandte, aber Dan war in die alten Papiere vertieft. Also trat sie neben ihn und sah ihm über die Schulter. Sie würde es ihm jetzt sagen. Kurz und schmerzlos.

»Dan, ich fühle mich in letzter Zeit nicht so gut ...«

»So?« Er warf ihr einen kurzen Blick zu und blätterte dann vorsichtig durch die alten Papiere. Melody erkannte, dass es sich um Firmendokumente aus dem neunzehnten Jahrhundert handelte. »Du arbeitest zu viel, mein Liebling. Was hältst du davon, wenn wir ein paar Tage wegfahren, vielleicht nach ...«

Er brach ab und blickte auf ein Dokument, das zwischen den Auftragsformularen, Listen und Briefen an Lord Ebenezer Mahony lag. Melody folgte seinem Blick und stieß einen leisen Schrei aus. Sie starrte auf die Schrift, die sie wie ihre eigene kannte. Der Brief war an Ebenezer Hampton, den fünften Lord of Mahony, gerichtet. Auch wenn der Absender sich *Albert Harvey Ottokar Riley*

nannte, wusste Melody, dass der Brief von Abigail stammte. Mit zitternden Fingern zog sie das Papier zwischen den anderen Dokumenten hervor und las:

Willamette Tal, 13. Februar 1844

Eure Lordschaft,

mein Name ist Albert Harvey Ottokar Riley, und ich wende mich heute mit einem geschäftlichen Anliegen an Sie. Meine Gattin und ich sind im Jahre 1842 von England nach Amerika ausgewandert, und das Schicksal hat uns in den Westen des Kontinents geführt. Der Weg hierher war steinig, und wir haben kaum noch finanzielle Mittel, aber gleichzeitig sind wir auch glücklich über die Möglichkeiten, die sich uns hier in diesem fremden Land bieten. In den sehr wilden Gebieten des Westens gibt es kaum Kleidung für die ausgezehrten Siedlerfamilien, und wir möchten Abhilfe schaffen. Nun überlegen wir, wie wir nicht nur uns, sondern auch möglichst vielen anderen Menschen, die momentan ohne Einkommen sind und unsicher in die Zukunft blicken müssen, helfen können. Da wir in England bereits geschäftlich miteinander zu tun hatten, kam meiner Gattin die Idee, unsere Beziehung wieder aufleben zu lassen.

In der Hoffnung, dass Ihre Geschäfte gut laufen und Sie sich der Armen annehmen und auch Ihre Arbeiter gerecht behandeln, wie es Sie Ihre Mutter gelehrt hat, bitten wir Sie um einen Vertrauensvorschuss, wie er sonst nur unter Familienangehörigen üblich ist. Wenn Sie uns auf dem Seeweg einige Stoffe Ihrer Fabrik zukommen lassen

würden, mit denen wir hier in Oregon ein Handelsgewerbe aufbauen könnten, wären wir Ihnen von Herzen dankbar. Allerdings wären wir leider erst in der Lage, Ihre Rechnung zu begleichen, wenn wir die ersten Stoffe verkauft hätten. Als Sicherheit können wir Ihnen nur unser Wort geben, das - wie Sie wissen - verbindlich für uns ist. Sollten Sie sich auf dieses Geschäft einlassen, schicken Sie die Ware bitte zum Hafen von Fort Vancouver, der ganz in unserer Nähe liegt.

Wir hoffen, Sie sind wohllauf und glücklich. Wie geht es Ihrem Bruder Hugo? Wir senden Ihnen hiermit die herzlichsten Wünsche und die Versicherung, dass wir oft an Sie denken.

Ihr Albert Harvey Ottokar Riley nebst Gattin

Melody starrte auf den Brief. Die Initialen des Namens waren die Anfangsbuchstaben von Abigails und Olivers Namen.

Wortlos legte Dan das Dokument zurück in die Mappe. »Unglaublich«, stieß er hervor, »und ausgesprochen clever. So konnte sie ihrem Sohn mitteilen, dass es ihr gut ging, und mit ihm in Kontakt bleiben.«

In der Kladde steckten noch andere Briefe, ebenfalls in Abigails Handschrift. Obwohl es Melody drängte, weiterzulesen, stand sie auf und ging zur Treppe nach unten. Dan folgte ihr. Im Salon schaltete Melody ihren Laptop ein und wartete ungeduldig, bis er hochgefahren war. Dann suchte sie den Namen *Albert Harvey Ottokar Riley* im Internet.

Als sie den ersten Eintrag las, der oben auf der Seite auftauchte, schlug sie verblüfft die Hand vor den Mund. AHOR. Konnte das möglich sein? Hatte Abigail damals mit ihrem Stoffhandel tatsächlich den Grundstein für die bekannte amerikanische Kleidungsmarke AHOR gelegt? Wenn diese Vermutung stimmte und Abigail und Oliver wirklich die erfolgreiche Modefirma gegründet hatten, dann gab es sicher noch genauere Informationen über die beiden. Melody klickte auf einen Wikipedia-Artikel, der sich mit dem Unternehmen befasste. Schnell überflog sie den Eintrag und scrollte zu der Rubrik »Geschichte« hinunter.

Das Unternehmen wurde 1843 von dem englischen Auswanderer-Ehepaar Adriana und Albert Harvey Ottokar Riley gegründet, die im Januar 1842 nach Amerika kamen. Sie schlossen sich dem großen Siedlertreck an, der im Mai 1843 in den Westen zog. Über die frühen Jahre des Ehepaars ist nicht viel bekannt. Wie Briefen zu entnehmen ist, die sich im Besitz der Familie Riley befinden, waren Adriana und Albert bereits in England als Geschäftsleute aktiv. 1847 kam es zu einem Familiendrama, als Adriana ihren Mann Albert Harvey Ottokar Riley im Schlaf erstach.

Melody keuchte erschrocken auf. Das war unfassbar. Abigail hatte Oliver doch geliebt, sie hatte England für ihn verlassen, und er hatte für sie gelogen.

»Das ... ich kann das nicht glauben!«, stieß sie hervor. Dan, der den Eintrag ebenfalls gelesen hatte, schüttelte den Kopf. »Das ergibt keinen Sinn. Warum soll sie ihn

umgebracht haben?«

Melody sah Dan an, ohne ihn wirklich wahrzunehmen. Sie dachte an die liebevollen Worte, mit denen Abigail Oliver in ihrem Tagebuch beschrieben hatte, an den Großmut und die Gerechtigkeit, mit der er gehandelt hatte. Damals hatte er die Verantwortung für einen Mord auf sich genommen, den Abigails Sohn Ebenezer begangen hatte. Damit hatte er Ebenezer vor dem Tod durch den Strang bewahrt. Was konnte geschehen sein, dass Abigail ihren treuen Geliebten Oliver tötete?

Melody gab in das Suchfeld nun »Adriana Riley« ein und betrachtete die Ergebnisse. Sie klickte auf einen Eintrag, der zu der AHOR-Firmenwebsite führte. Ein unscharfes Schwarz-Weiß-Bild leuchtete ihr entgegen, auf dem sie ihre Vorfahrin sofort erkannte. In Dans Elternhaus hing ein Gemälde von Abigail, das sie zwar noch deutlich jünger zeigte als auf dieser Fotografie, aber die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen. Das dunkle Haar, die schwarzen Augen, die von langen Wimpern eingeraumt wurden, und der entschlossene Blick. Abigail stand, zusammen mit einem Mann, neben einem großen Suppenkessel. Ob das Oliver war? Melody las die Bildunterschrift:

Adriana und Albert Harvey Ottokar Riley 1842 in New York. Sie gründeten wenige Jahre nach der Entstehung dieser Fotografie unsere Firma AHOR und entwarfen die ersten Kleider.

Und doch passte das alles nicht zusammen. Die Frau auf dem Foto, die sich Adriana Riley nannte, war eindeutig Abigail. Auch die Handschrift des Briefes, der angeblich

von Adrianas Mann Albert stammte, war zweifelsfrei ihre. Adriana war also Abigail. Aber warum sollte Abigail Oliver ermordet haben, nach allem, was er für sie getan hatte?

Wieder kehrte Melody zu der Suchmaschine zurück und öffnete jetzt den Wikipedia-Eintrag zu Adriana Riley. Er enthielt das gleiche Bild wie auf der Firmenwebsite, und darunter stand: *Adriana Riley um 1842*. Da musste Abigail etwa vierzig Jahre alt gewesen sein. Melody überflog den Artikel und stockte, als sie las, dass Abigail, alias Adriana, im Jahr 1848 angeblich einen Sohn namens William geboren hatte. Das konnte doch alles nicht stimmen. War sie beim Tod ihres geliebten Oliver etwa schwanger gewesen? Hatte sie den Vater ihres ungeborenen Kindes ermordet? Das passte nicht zu der Frau, die Melody in ihren Tagebüchern kennengelernt hatte.

Melodys Blick wanderte durch den Salon von Abigail's Place. Hier hatte Abigail vor vielen Jahren gesessen. Wenn sie ihr nur erzählen könnte, was damals in Amerika geschehen war!

»Abigail muss, als ihr Kind zur Welt kam, schon über vierzig gewesen sein«, stellte Dan fest, der über Melodys Schulter mitgelesen hatte.

»Das bin ich auch«, erwiderte Melody.

»Aber du bekommst keine Kinder mehr«, sagte er.

Melody zuckte zusammen. Kälte stieg in ihr auf. Was wollte Dan damit sagen? Dass er es unverantwortlich fand, wenn man in diesem Alter noch Mutter wurde?

Sie atmete tief durch und starrte auf den Bildschirm.
»Ich finde nirgendwo ein Sterbedatum von Abigail. Was ist nach der Geburt des Kindes mit ihr geschehen?«

»Ob sie Oliver wirklich getötet hat?«, sagte Dan nachdenklich.

»Nein, das kann ich nicht glauben«, erwiderte Melody.
»Das passt nicht zu ihr.«

»Aber irgendjemand scheint davon auszugehen. Immerhin steht es so im Internet, und ich denke, dass AHOR sehr auf seine Firmengeschichte achtet. Sollte es irgendeinen Zweifel an diesem Mord geben, hätte die Firma das doch längst klargestellt, oder etwa nicht?«

Melody zog die Schultern hoch.

»Ich denke, sie ist vermutlich gehängt worden«, führte Dan seine Gedanken zu Ende. »Nur eigenartig, dass man nichts darüber findet.« Dan nahm Melody den Laptop ab und tippte »Adriana Riley Todestag« in die Suchmaschine. Es gab kein zufriedenstellendes Ergebnis.

Melody stand auf und trat an den Kamin. »Wenn wir nur irgendwie an Dokumente herankommen könnten, die uns Abigails Geschichte in Amerika erzählen.«

»Du meinst weitere Tagebücher?«, fragte Dan.

Melody nickte. »Sie hat hier in Stockmill ausführlich Tagebuch geschrieben. Dann wird sie in Amerika doch nicht plötzlich damit aufgehört haben.«

»Stimmt. Aber diese Tagebücher müssten wohl irgendwo in Oregon sein oder wo immer sie zuletzt war«, stellte Dan fest. Er stand auf und zog Melody in seine Arme. »So, mein Liebling. Ich muss jetzt gehen. Meine Eltern sind momentan ziemlich anstrengend.«

Melody schmiegte sich an ihn. »Es ist bestimmt nicht leicht, mit ihnen zusammenzuleben.«

»Ja. Wir müssen eine Entscheidung treffen, es kann auf die Dauer nicht so weitergehen. Sie können nicht mehr ohne Aufsicht sein.« Dan sah sie nachdenklich an. Dann küsstete er sie und schob sie in Richtung Eingangstür.

Melody hatte es ihm den ganzen Abend sagen wollen, aber die neuen Entdeckungen über ihre Vorfahrin hatten sie immer wieder abgelenkt. Jetzt musste sie es endlich tun, bevor er ging. Sie wollte ihr Geheimnis unbedingt loswerden.

»Dan?« Ihre Stimme klang dünn.

»Ja?« In seinen Augen lag Müdigkeit und Sorge.

Melody hielt inne. Sie spürte, wie groß die Belastung war, die er mit seinen Eltern zu tragen hatte. Sie wollte ihm von der Schwangerschaft erzählen, aber sie brachte es einfach nicht fertig. Stattdessen sagte sie: »Ihr findet schon die richtige Lösung. Mach dir nicht zu viele Gedanken.«

»Du hast recht«, sagte er, aber Melody spürte, dass er die Worte selbst nicht glaubte. Nein, im Augenblick konnte sie ihm nicht noch mehr Sorgen aufhalsen.

Kapitel 2

Januar 1842

Das ist sie.« Walter Lutlow deutete auf das gewaltige Dampfschiff, das außerhalb der Docks vor Anker lag.

Abigail rutschte in dem weichen Polstersitz der eleganten Equipage nach vorn und folgte Walters Blick. Der Schornstein der *Britannia* stieß bereits dicke Rauchwolken aus.

»Jetzt ist also endgültig die Zeit des Abschieds gekommen«, sagte Oliver Rashleigh und lächelte Abigail tapfer an. Doch sie erkannte den Schmerz in seinen Augen. Ihm fiel es genauso schwer, England zu verlassen, wie ihr selbst. Sie ließen beide ihre Kinder zurück, und das war das größte Opfer, das sie ihr Überleben kostete. Doch hier in England erwartete Oliver der Strick und Abigail Verachtung und gesellschaftlicher Ruin. Denn Lord Walter Lutlow hatte Oliver wegen des Mordes an Abigails Schwager zum Tode verurteilt. Walter wusste, dass Oliver unschuldig war, doch es war ihm – genau wie Abigail und Oliver – daran gelegen, den wahren Täter zu schützen. Unwillkürlich wanderte Abigails Blick zu dem vierten Mitglied ihrer kleinen Reisegesellschaft, zu ihrem Sohn Ebenezer. Der Achtzehnjährige saß mit unbewegter Miene neben ihr. Sein Atem bildete kleine Wölkchen in der kalten Winterluft.

»Wenn ihr diese Kutsche verlasst, seid ihr Abigail und Oliver Middleton«, sagte Walter. Er zog einen Stapel Papiere aus seiner Jackentasche und ließ seinen Blick zwischen Abigail und Oliver hin- und herwandern. »Abigail Hampton, Lady of Mahony, und den ehemaligen Verwalter Oliver Rashleigh gibt es ab jetzt nicht mehr.«

Abigail atmete tief ein. Sie nickte. Es tat weh, die eigene Existenz auslöschen zu müssen. Doch dadurch, dass sie zu ihrer Liebe zu Oliver stand, hatte sie sich selbst aus der Gesellschaft gestoßen. Und Oliver war nur durch Walter Lutlows Güte dem Strang entkommen. Die Bedingung des Richters war ebenso einfach wie grausam: Oliver Rashleigh musste für tot gehalten werden und durfte in England nie wieder gesehen werden. Abigail blieb nichts anderes übrig, als das Land an der Seite ihres Geliebten zu verlassen, wenn sie die Zukunft ihrer Söhne nicht zerstören wollte. Sie würde ihnen enormen gesellschaftlichen Schaden zufügen, wenn sie in England bliebe. Und doch war es für sie das Schwerste auf der Welt, Ebenezer und Hugo für immer zurückzulassen. Ihr jüngerer Sohn Hugo durfte nicht einmal wissen, dass seine Mutter und ihr Geliebter noch am Leben waren. So wenige wie möglich sollten das Geheimnis kennen, um Oliver nicht in große Gefahr zu bringen und Walter Lutlow nicht als Betrüger bloßzustellen, der sich das ganze Komplott ausgedacht hatte. Hugo war erst vierzehn, und wie schnell konnte er versehentlich etwas verraten. Also mussten sie ihn – genau wie Olivers Kinder – in dem Glauben lassen, dass Abigail nach der Hinrichtung des Verwalters den Freitod gewählt hatte.

Von draußen drang das Geschrei der Möwen in die Kutsche. Abigail hörte Männer rufen und aufgeregte Kinderstimmen. Die Kälte kroch durch ihren dicken Wintermantel.

»Es ist gleich ein Uhr«, sagte Walter Lutlow und räusperte sich. »Der kleine Dampfer, der euch zur *Britannia* bringt, läuft in wenigen Minuten aus.«

Ein Schluchzen entfuhr Abigail. Sie schlug die Hand vor das Gesicht, um sich wieder zu fangen, und spürte gleich darauf Ebenezers kalte Finger auf ihrem Arm. Verzweifelt zog sie ihren Sohn an sich. Ein letztes Mal atmete sie seinen Duft ein und spürte seine Nähe. Sie versuchte den Gedanken an jenen Tag zu verdrängen, als sie ihn als Neugeborenen zum ersten Mal in ihren Armen gehalten hatte. Fortan würde er nur noch eine Erinnerung für sie sein.

»Mutter«, flüsterte Ebenezer. »Es tut mir so leid.«

Sie presste ihn noch fester an sich. »Du hast dir nichts vorzuwerfen, mein Liebling. Pass auf deinen Bruder auf und sei immer ein gerechter und gütiger Herr.«

Ebenezer nickte. Unwillig ließ Abigail ihn los und wischte sich über das nasse Gesicht. Dann wandte sie sich an Walter. »Ich gebe die Jungen in deine Hand und vertraue dir. Bis Ebenezer volljährig ist und selbst über seinen Besitz verfügen kann, verwalte du alles mit Klugheit und in Anthonyms und Ebenezers Sinn.«

Sie dachte an ihren Ehemann, der an einer seltsamen Krankheit gelitten hatte, die seinen Verstand aufzufressen schien. Abigails Schwager, Anthonyms Bruder, hatte ihn in

eine Anstalt gebracht, in deren Mauern er kurze Zeit später verstorben war.

Abigail schluckte und konzentrierte sich auf Walter Lutlows Worte.

»Selbstverständlich, meine Liebe!« Die Stimme des Richters klang belegt. Seine Augen schimmerten feucht.

»Ich danke dir.« Abigail drückte ein letztes Mal Ebenezer an sich und stand auf, bevor sie Walter die Hand reichte.

»Danke. Für alles.«

Er nickte und gab ihr die Papiere.

Abigail schüttelte den Kopf. »Von nun an sind wir Mr und Mrs Oliver Middleton. Diese Dokumente stehen meinem Mann zu.«

Ohne sich noch einmal umzusehen, verließ sie die Kutsche. Sie musste um Atem ringen und versuchte ein Schluchzen zu unterdrücken. Tränen strömten über ihre Wangen, nie war ihr ein Weg so schwer gefallen wie dieser. Einen Teil ihres Herzens ließ sie an diesem eisigen Januartag in der Kutsche bei ihrem Sohn zurück. Von nun an klaffte ein tiefes Loch in ihr, das sie bis zum letzten Atemzug begleiten würde.

Abigail spürte Olivers Hand auf ihrem Arm. Ohne ihn ansehen zu müssen, wusste sie, dass es ihm ebenso elend zumute war wie ihr. Ein Träger hatte ihr Gepäck auf einen Karren geladen. Als Abigail und Oliver sich nun langsam in Bewegung setzten, folgte er ihnen durch die Menschenmenge aus Matrosen und Reiselustigen, Abschiednehmenden und Hafenhändlern. Die salzige Meeresluft legte sich auf ihre Gesichter und vermischt sich mit ihren Tränen. Ein paar Matrosen sangen Shantys,

eine Gruppe junger Reisender lachte lauthals. Abigail bewegte sich wie in einem Traum. Sie nahm das aufgeregte Durcheinander um sich herum kaum wahr, während Oliver sie zum Landungssteg hinunterführte, wo das Dampfboot lag, auf dem sich bereits mehrere Dutzend Passagiere drängten. Die Hälfte des Bootes war durch Gepäck belegt.

Mit zitternden Beinen kletterte Abigail auf das kleine Schiff, das sie zu dem Ozeandampfer hinüberbringen würde. Kaum hatten sie mitten unter den anderen Menschen einen Platz gefunden, legte es auch schon ab. Abigail sah zum Kai zurück und erkannte die von Lord Walter Lutlow gemietete Kutsche. Sie konnte Ebenezer und Walter nicht sehen, aber sie wusste, dass sie sie durch das Kutschenfenster beobachteten. Also hob Abigail die Hand zu einem letzten Gruß. Ihr Herz krampfte sich zusammen, der Schmerz war so überwältigend, dass sie in diesem Augenblick glaubte, daran zu ersticken. Mit letzter Kraft wandte sie sich ab und blickte dann entschlossen nach vorn, in Richtung der *Britannia*, die sie in ihre Zukunft bringen sollte und die nur schemenhaft in dem dichten Nebel des Wintertages zu erkennen war.

Bald näherten sie sich dem großen Paketschiff, aus seinem roten Schornstein stieg bereits dunkler Rauch auf. An der Reling konnte Abigail eine Reihe herausgeputzter Offiziere erkennen, die auf die Neuankömmlinge warteten.

»Wie lange ist es her, dass die *President* untergegangen ist?«, fragte gerade ein Mann, der Abigail gegenüberstand und bis zur Nasenspitze in einen dicken Mantel gehüllt war.

Abigail schluckte, und ihre Hand fasste automatisch nach der ihres Geliebten. Wie riskant war diese Überfahrt?

Sie hatte bisher keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Plötzlich stieg Angst in ihr auf. Ihr fielen die Geschichten ihrer alten Nanny ein, die in Cornwall an der Küste aufgewachsen war und von Schiffen berichtet hatte, die an den Klippen zerschellt waren. Und vom Untergang der *President* hatte Abigail in der Zeitung gelesen. Ihr Blick wanderte zu Oliver, der sie beruhigend anlächelte. Sie versuchte zurückzulächeln, aber es gelang ihr nicht. Stattdessen betrachtete sie die Mitreisenden neben sich.

Die meisten Passagiere sahen – von der Taktlosigkeit des Herrn peinlich berührt – auf die Planken des Bootes. Nur ein älterer Gentleman prustete los: »Unwichtig! Ich habe diese Überfahrt schon dreizehn Mal gemacht! Ohne den geringsten Unfall.«

»Wie schön die *Britannia* aussieht! Wir werden gewiss eine ganz bequeme Überfahrt haben«, rief eine Dame mit starkem schottischem Akzent.

Abigail betrachtete das Dampfschiff, das vor ihnen im Strom lag und nun immer näher kam. Der blaue Anstrich leuchtete ihnen durch den Nebel entgegen. Zum ersten Mal dachte Abigail über die Reise nach. Die letzten Tage waren von Abschied, Schmerz und Angst vor Entdeckung erfüllt gewesen und hatten für Überlegungen, die Zukunft betreffend, keinen Platz gelassen. Abigail zog den Wollschal enger um ihre Schultern. Sie wusste nicht, ob sie die Angst oder die Kälte zittern ließ. Ihr Blick wanderte wieder zu ihrem Geliebten, der neben ihr saß. Sein Hut war tief ins Gesicht gezogen und verdeckte die Stirn, die – da war sich Abigail sicher – in Falten gezogen war. In diesem Moment begegneten sich ihre Blicke, und sofort breitete sich ein

warmes Lächeln auf seinem Gesicht aus. Oliver griff nach ihrer Hand und drückte sie liebevoll. Doch in seinen Augen lag der Schmerz, der in ihm ebenso wütete wie in Abigail selbst. Von nun an waren sie einander der einzige Halt, die einzige Verbindung zu einer Vergangenheit, die sie beide verleugnen mussten. Sie schmiegte sich so eng an ihn, wie es die Etikette erlaubte, und versuchte ihrer Reise mit Zuversicht entgegenzusehen.

Inzwischen hatte das kleine Boot den Dampfer erreicht. Abigail beobachtete die Matrosen, die flink eine Kette gebildet hatten und das Gepäck der Bootsinsassen von Hand zu Hand auf das Paketschiff wandern ließen. Auch die Passagiere hatten es offenbar eilig, das kleine Boot zu verlassen, und strömten über den wackligen, schmalen Steg auf die *Britannia*. Abigail und Oliver kletterten ebenfalls zur Reling hinauf. Abigail hatte Olivers Hand fest umklammert, um ihn in dem Gewühl nicht zu verlieren.

»Da ist das ganze Gepäck«, sagte Oliver und deutete auf einen Haufen Koffer, Reisetaschen, Truhen und Beutel, um die sich bereits eine Menschentraube gebildet hatte.

Ein junger Mann zerrte mit vor Aufregung geröteten Wangen einen großen Überseekoffer hinter sich her. Zwei ältere Herren schleppten einen Weidenkorb davon. Nach und nach schien jeder von ihnen sein Gepäck gefunden zu haben. Offenbar waren viele der Passagiere schon am Tag zuvor auf dem Paketdampfer gewesen und hatten sich ihre Kabinen angesehen, wie Abigail aus den Gesprächen und zielstrebigen Schritten schließen konnte. Abigail hatte nicht daran gedacht. Zu wertvoll waren ihr die letzten gemeinsamen Stunden mit Ebenezer gewesen.

Inzwischen hatte Oliver ihre beiden großen Koffer und die Reisetasche gefunden. Glücklicherweise kam ihnen ein Steward zu Hilfe. Er versprach ihnen, dafür zu sorgen, dass das Gepäck in die richtige Kajüte gebracht wurde, und war auch noch so freundlich, sie zu ihrer Unterkunft zu begleiten, an deren Tür verheißungsvoll »Staatszimmer« geschrieben stand. Als Abigail jedoch das winzige Verlies betrat, überlegte sie, ob sich hier jemand einen Scherz erlaubt hatte. Die Schiffskabine war so klein, dass man sich kaum herumdrehen konnte und sie sich ernsthaft fragte, wo sie die großen Koffer und die Tasche unterbringen sollten.

Abigail trat an den Waschtisch, der gegenüber der Tür stand und in den zwei Löcher für die Schüsseln eingelassen waren. Als sie in den Spiegel blickte, der darüber hing, erschrak sie. Sie sah furchtbar aus, die Sorgen und der Kummer der vergangenen Jahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Die ersten Falten zeigten sich auf ihrer sonst makellosen Haut, und unter den Augen lagen tiefe Schatten. Das einst so schimmernde braune Haar hatte seinen Glanz verloren. Seufzend wandte sie sich ab und betrachtete das schmale Etagenbett an der Wand. Auf der dünnen Matratze lag ein Zettelchen: »Oliver Middleton, Esquire, nebst Gemahlin.« Die Haltestangen, die an der Kabinenwand angebracht waren, ließen beunruhigende Vorahnungen in Abigail aufsteigen.

In diesem Moment brachten zwei Stewards das Gepäck. »Wann werden wir auslaufen?«, fragte Oliver die Männer, während sie dabei waren, Abigails großen Überseekoffer unter die schmale Koje zu zwängen.